

Zur Frage der germanischen Identität und Sprache

„Lassen Sie mich mit der einfachen Frage anheben: was ist ein Volk? und ebenso einfach antworten: Ein Volk ist der Inbegriff von Menschen, welche dieselbe Sprache reden.“¹ Mit einer Sicherheit, die in unseren Ohren etwas naiv klingt, wendet sich Jakob Grimm an die Teilnehmer der ersten Germanistenversammlung zu Frankfurt am Main 1846.² Die Selbstverständlichkeit, mit der Grimm Sprache und Identität miteinander in Verbindung setzt, stimmte mit der Diskussion in seinem intellektuellen Milieu überein und war auch Folge seines eigenen wissenschaftlichen und ideologischen Werdegangs.

In seiner Rede konstatierte Grimm die Vorrangstellung der sogenannten ungenauen Wissenschaften wie Sprache, Geschichte, Literatur und Recht gegenüber den genauen (Mathematik, Chemie, Biologie). Er sagt: „Das menschliche in Sprache, Dichtung, Recht und Geschichte steht uns näher zu Herzen als Tiere, Pflanzen und Elemente; mit denselben Waffen siegt das Nationale über das Fremde“³ und „Wir stehen viel fester auf dem Boden des Vaterlandes und schließen uns inniger an alle heimischen Gefühle“.⁴ Um einen Fokus für nationale Identität zu schaffen, wenden sich die Kreise um Grimm mit besonderem Eifer den sogenannten ungenauen Wissenschaften zu. Jeder mit seiner Strategie. Das politisch-patriotische Interesse Grimms richtet sich vornehmlich auf die völkische Spracheneinheit: „Was haben wir denn gemeinsames als unsere sprache und literatur?“ oder „Unsere Sprache ist auch unsere Geschichte“.⁵ Die Spracheinheit ist Ersatz für politische Einheit.

Außerdem schreibt Grimm in der Vorrede der ‚Deutschen Grammatik‘: „Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache, wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugniß und Denkmale.“⁶ Seine Haltung entspricht dem Denken einer Zeit, die gezwungen ist, das Nationale eher geistig als realpolitisch zu verstehen. Das Fehlen des Realpolitischen wird von den Worten August Vilmer enthüllt. Der Verfasser einer in biedermeierlicher Zeit populären Literaturgeschichte schreibt in einem Aufsatz ‚Über Sprache, Sprachlehre und Sprachunterricht‘ (1831): „Die Sprache soll den Menschen in sich selbst, in das Innere seiner Seele verweisen; da soll er graben, säen und pflanzen, da soll er gründen und bauen, nicht draußen in der Welt, wo er keinen Boden, kein Eigentum hat.“⁷

Während Grimm an der Spitze dieser Wissenschaften die Philologie platziert, widmen sich manche andere Teilnehmer der Germanistenversammlung der nationalen Geschichte, einer Geschichte, die nicht so geradlinig war, wie sie es darstellen wollten. Wie Benedikt Stuchtey und Peter Wende so treffend geschrieben haben: „The Germans tried to reassemble a glorious national history from the broken pieces of a turbulent past.“⁸

¹ Jakob Grimm, Reden bei der frankfurter Germanisten-Versammlung, in: ders., Auswahl aus den kleineren Schriften (Berlin 1871) 331–347, hier 331.

² Über die Brüder Grimm als Mitbegründer der Germanistik siehe Ruth Schmidt-Wiegand, Die Brüder Grimm als Mitbegründer der Germanistik, in: Die Grimms – Kultur und Politik, ed. Bernd Heidenreich/Ewald Grothe (Frankfurt am Main 2008) 138–188.

³ Grimm, Reden bei der frankfurter Germanisten-Versammlung 344.

⁴ Grimm, Reden bei der frankfurter Germanisten-Versammlung 342.

⁵ Jakob Grimm, Über den Ursprung der Sprache in: Auswahl aus den kleineren Schriften von Jakob Grimm (Berlin 1871) 224–271, hier 262.

⁶ Jakob Grimm, Vorrede zur Deutschen Grammatik 1819, in: ders., Vorreden zur Deutschen Grammatik von 1819 und 1822. Mit einem Vorwort von Hugo Steger (Darmstadt 1968).

⁷ August Vilmer, Über Sprache, Sprachlehre und Sprachunterricht, in: Allgemeine Monatsschrift für Erziehung und Unterricht 8 (1831) 49–62, hier 58.

⁸ Benedikt Stuchtey/Peter Wende, Introduction: Towards a comparative history of Anglo-German historiographical traditions and transfers, in: British and German Historiography 1750–1950. Traditions, Perceptions and Transfers, ed. Benedikt Stuchtey/Peter Wende (Oxford 2000) 1–24.

Der Historiker Friedrich Christoph Dahlmann, auch ein Teilnehmer der Frankfurter Versammlung, drückt im Vorwort zur zweiten Auflage seiner ‚Quellenkunde der deutschen Geschichte‘ den Willen zu dieser Aufgabe, aber auch die Anstrengung dieses Unternehmens aus: „Deutsche Geschichte muss durch einen kräftigen Willen zusammengehalten werden.“⁹

Zurück zur Grimmschen Auffassung ‚eine Sprache – ein Volk‘: Im Hintergrund dieser Idee steht zunächst eine kognitiv-poietische Funktion der Sprache, wie sie zwischen dem 18. und dem 19. Jahrhundert aufgefasst worden ist.¹⁰ Nach diesem Muster ist die Sprache nicht allein ein Mittel der gemeinschaftlichen Kommunikation, sondern eher Ausdruck einer lokal bestimmten Eigenheit. Den Anstoß zu der Denkweise, dass die Struktur einer Sprache auch das Denken ihrer Sprecher bestimmt, hat Wilhelm von Humboldt in unterschiedlichen Arbeiten und nicht zuletzt etwa in seinem Werk ‚Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts‘ gegeben.¹¹

Auch die Auffassung, dass ohne sprachliches Zeichen, in das ein Gedanke gefasst werden kann, ein Gedanke als solcher nicht möglich ist, anders gesagt, dass Gedanke und Wort gleichen Ursprungs sind, hat er am prägnantesten formuliert. So schreibt er: „Kein Denken, auch das reinste nicht, kann anders, als mit Hülfe der allgemeinen Formen unsrer Sinnlichkeit geschehen; nur in ihnen können wir es auffassen und gleichsam festhalten“.¹² Humboldt betont aber zugleich, dass das Denken nicht nur von Sprache überhaupt, sondern von einer konkreten Einzelsprache abhängig sei. Die Sprachen sind als „Organe der eigenthümlichen Denk- und Empfindungsarten der Nationen“¹³ zu verstehen und als solche eng verbunden mit den Nationen,¹⁴ in denen sie gesprochen werden.¹⁵

Schon Johann Gottfried Herder hatte die Frage nach dem Zusammenhang von Sprache und Volksgeist in seiner ‚Abhandlung über den Ursprung der Sprache‘ (1770) gestellt.¹⁶ Im Denken Herders, der keineswegs allein dem Nationalen verpflichtet war, ist die Nationalsprache kein neutrales Kommunikationsmedium, sondern der innerlich motivierte Ausdruck einer nationalen Identität.¹⁷

In seiner Arbeit ‚Geist der Zeit‘ von 1815 meinte auch der Schriftsteller und Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung Ernst Moritz Arndt: „Mit der Sprache muß jedem die Urgestalt eines Volkes, sein tiefstes Leben, Denken und Empfinden aufgehen“ und „der Geist eines Volkes ist immer in der Sprache dar(ge)stellt“.¹⁸

⁹ Friedrich Christoph Dahlmann, *Quellenkunde der Deutschen Geschichte* (Göttingen 1838).

¹⁰ Elmar Seebold, *Sprachwissenschaft und Germanische Altertumskunde*, in: RGA, 2. Aufl. 29 (Berlin/New York 2005) 394–404.

¹¹ Wilhelm von Humboldt, *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, ed. Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften, 1. Abt.: Werke, VI: 1827 – 1836, 1. Hälfte, ed. Albert Leitzmann (Berlin 1907) 111–303.

¹² Wilhelm von Humboldt, *Über Denken und Sprechen*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, ed. Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften. 1. Abt.: Werke. VII, 2. Hälfte: Paralipomena, ed. Albert Leitzmann (Berlin 1908) 581–583, hier 581.

¹³ Wilhelm von Humboldt, *Über den Einfluss des verschiedenen Charakters der Sprachen auf Literatur und Geistesbildung*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, ed. Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften. 1. Abt.: Werke. VII, 2. Hälfte: Paralipomena, ed. Albert Leitzmann (Berlin 1908) 640–644, hier 640.

¹⁴ William W. Chambers, *Language and nationality in German preromantic and romantic thought*, in: *The Modern Language Review* 51 (1946) 382–392.

¹⁵ Zu Wilhelm von Humboldt siehe Kurt Müller-Vollmer, *Von der Poetik zur Linguistik. Wilhelm von Humboldt und der romantische Sprachbegriff*, in: *Universalismus und Wissenschaft im Werk und Wirken der Brüder Humboldt*, ed. Kurt Müller-Vollmer (Frankfurt am Main 1976) 224–240.

¹⁶ Johann Gottfried Herder, *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*, in: ders., *Werke* 5, ed. Bernhard Suphan (Hildesheim 1967) 1–147.

¹⁷ So lautet am Anfang das „Dritte[] Naturgesetz“: „So wie das ganze Menschliche Geschlecht unmöglich eine Herde bleiben konnte: so konnte es auch nicht Eine Sprache behalten. Es wird also eine Bildung verschiedener Nationalsprachen“ (123–124). „Jedes Geschlecht wird in seine Sprache Haus und Familion bringen: das wird, der Aussprache nach, verschiedene Mundart. Klima, Luft und Wasser, Speise und Trank, werden auf die Sprachwerkzeuge und natürlich auch auf die Sprache einfließen“ (124–125). *Über Herder: Hugo Moser, Volk, Volksgeist, Volkskultur. Zu den Auffassungen Herders*, in: ders., *Studien zur Deutschen Dichtung des Mittelalters und der Romantik. Kleine Schriften* 2 (Berlin 1984) 219–230.

¹⁸ Ernst Moritz Arndt, *Geist der Zeit* 4 (Berlin 1818) 336. *Über Arndt: Ernst Moritz Arndt (1769–1860). Deutscher Nationalismus – Europa – Transatlantische Perspektiven*, ed. Walter Erhart/Arne Koch (Tübingen 2007).

Wie der Germanist Jochen Bär in seinem Aufsatz über ‚Nation und Sprache‘ schreibt, sind – sowohl unter philologischem als auch unter hermeneutischem Aspekt – Sprache und Identität Themen, die als Reaktion auf die deutsche Kleinstaaterei und die deutsche Uneinigkeit im Inneren, zum intellektuellen Diskurs zwischen 1790 und 1830 gehören.¹⁹

Jakob Grimms Annäherung an das Thema ‚Sprache und Identität‘ war aber nicht zuerst eine philosophische.²⁰ Es ist sein 1819 erschienenes Hauptwerk, das die Wissenschaft von den germanischen Ursprüngen und damit eine germanische Identität begründet hat. Die Arbeit, die innerhalb eines Jahres vergriffen war – die Fahnen der zweiten Auflage 1820 wurden von Lachmann überprüft – ist trotz des Titels ‚Deutsche Grammatik‘ ein vergleichender Abriss der Grammatiken germanischer Sprachen.²¹ Seine Gesetze,²² die die Konsonantenwechsel erklären, grenzen die germanischen Sprachen von den restlichen indoeuropäischen Sprachen ab.²³ Grimms Absicht, „die Gesetze in Sprache zu enthüllen“, hat damals zu bahnbrechenden Erkenntnissen über den Lautwandel geführt und eine Etymologie im wissenschaftlichen Sinne überhaupt erst möglich gemacht. Aber nicht nur das: Für Jakob Grimm war die erste Lautverschiebung der konstituierende Akt, der zum Germanischen führte, ein Kennzeichen dieser Sprache und Kultur. Sein Germanisch war eine feste Größe, die auf Lautgesetzen aufgebaut war.²⁴ Mit seiner Arbeit verstärkte Grimm die zeitgenössische Gleichung Spracheinheit – Stammeseinheit: Das sprachliche Postulat ‚germanisch‘ zog in der Sicht der Zeit eine ethnische Einheit ‚Germanen‘ nach sich.²⁵

Hundert Jahre später schreibt Andreas Heusler in ‚Von germanischer und deutscher Art‘, veröffentlicht in der Zeitschrift für Deutschkunde im Jahr 1926: „Unser germanisches Bewußtsein ist hundert Jahre alt; eine Schöpfung der deutschen Altertumswissenschaft. Man möchte sagen: Das goethische Weltbürgertum wurde durch Jakob Grimm zum germanischen Familiengefühl.“²⁶

Unter den Impulsen, die von verschiedenen Seiten ab der Mitte des 18. Jahrhunderts zusammengekommen sind, um die Beschäftigung mit der Germanen-Idee zu bekräftigen und eine germanische Identität zu konstruieren, ist zunächst ein vordergründig politisches Moment zu erwähnen.²⁷ Zunächst der Siebenjährige Krieg mit der Schlacht bei Roßbach, der dem antifranzösischen Patriotismus Auftrieb gibt, dann die Beziehungen zwischen Sprache und Nationalgeist, die zur Zeit der napoleonischen Kriege volle Aktualität gewinnen.

So schreibt Fichte 1808 in seinen ‚Reden an die deutsche Nation‘,²⁸ dass die Deutschen zu einer menschheitlichen Aufgabe gerade deshalb fähig sind, weil sie das Urvolk, das Volk schlechthin seien,

¹⁹ Jochen A. Bär, ‚Nation‘ und ‚Sprache‘ in der Sicht romantischer Schriftsteller und Sprachtheoretiker, in: Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart, ed. Andreas Gardt (Berlin/New York 2000) 198–228; über das Thema auch: William W. Chambers, Language and nationality in German preromantic and romantic thought, in: The Modern Language Review 51 (1946) 382–392.

²⁰ Grimms grammatikalischer und philologischer Ansatz ist auch die Antwort auf eine Kritik August Schlegels (Werke 12, 383–426) an der romantischen Idee der Volksdichtung als Ausdruck des Volksgeistes. Er meinte, dass das Studium der alten germanischen Literatur nur das Ergebnis einer harten grammatikalischen Arbeit sein könne.

²¹ Als Grimm sich an die Arbeit machte, hatte er als Vorbild Wilhelm von Humboldt mit seinem Aufsatz über die baskische Sprache.

²² Eigentlich sind es die Erkenntnisse von Rasmus Rask, Undersøgelse om det gamle Nordiske eller Islandiske Sprogs Oprindelse (Kopenhagen 1818), über die erste Lautverschiebung, die Jakob Grimm in die ‚Deutsche Grammatik‘ übernommen hat und durch die Darstellung der zweiten Lautverschiebung ergänzte.

²³ Ulrich Wyss, Die wilde Philologie. Jakob Grimm und der Historismus (München 1979). Allgemein zur Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts siehe: Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, ed. Hans Helmut Christmann, in: Wege der Forschung 474 (Darmstadt 1977) oder: Eine Wissenschaft etabliert sich. 1810–1870, ed. Johannes Janota (Wissenschaftsgeschichte der Germanistik 3, Tübingen 1980).

²⁴ Über Jakob Grimm als Vertreter der ‚Sprachgeschichte als Geschichte des Volksgeistes‘: Klaus von See, Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen (Heidelberg 1994).

²⁵ Heinrich Beck, ‚Germanische Altertumskunde‘ – Annäherung an eine schwierige Disziplin, in: Zur Geschichte der Gleichung ‚germanisch – deutsch‘. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen, ed. Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer/Dietrich Hakelberg (RGA, Erg. Bd. 34, Berlin/New York 2004) 629–647.

²⁶ Nun in Andreas Heusler, Kleine Schriften 2 (Berlin 1969) 598–607, hier 598.

²⁷ Franz Greß, Germanistik und Politik. Kritische Beiträge zur Geschichte einer nationalen Wissenschaft (Stuttgart-Bad Cannstatt 1971).

²⁸ Johann Gottlieb Fichte, Reden an die deutsche Nation, in: Ausgewählte Werke 5, ed. Fritz Medicus (Leipzig 1962) 365–610.

und er begründet diese Idee allein aus der Sprache: Nur die Deutschen als unvermischte Germanen, zu denen er auch die Skandinavier zählt, besäßen eine unvermischte, daher ursprüngliche und immer noch lebenskräftige Sprache;²⁹ sie seien also die einzigen, die „die ursprüngliche Sprache des Stammvolks behielten und fortbildeten“.³⁰ Die deutsche Sprache sei zu wahrer Bildung fähig, weil sie auch das Übersinnliche erfassen könne: „Beim Volke der lebendigen Sprache greift die Geistesbildung ein ins Leben; beim Gegenteile geht geistige Bildung und Leben, jedes seinen Gang für sich fort“,³¹ während die Sprachen der romanisierten Germanen und der Romanen aus Mischungen hervorgegangen und daher erstarrt und abstrakt seien.³²

Die Gedanken Fichtes führen uns zum zweiten Punkt: Ein folgenreicher Vorgang für die weitere Entwicklung des Germanenbildes war die sogenannte ‚nordische Renaissance‘, so der Skandinavist Klaus von See,³³ die Tatsache also, dass Skandinavien und seine geschichtliche Kultur gerade um diese Zeit endgültig ins europäische Bewusstsein zu treten begannen. Damit wurde die Identifikation von Germanisch – Deutsch und Germanisch – Skandinavisch vorbereitet.

In einer Rezension Herders aus dem Jahr 1765 zu einer Arbeit mit dem Titel *Histoire de Danemarck* des Genfers Paul Henri Mallet spricht jener unter anderem von den Deutschen als „unsre alten Germanier“, die „Brüder der tapfern Dänen“ seien: Außerdem hebt er die Ähnlichkeit zwischen den beiden Völkern in Sprache, Religion und Gesetzen hervor.³⁴ Und schließlich schreibt er: „Es kann dies Buch eine Rüstkammer eines neuen Deutschen Genies seyn ... das gedichte schafft, die uns immer angemessener wären, als die Mythologie der Römer.“³⁵

Hier deutet sich also nicht nur jene Identifizierung altdeutscher und altnordischer Kultur an, die seit der Romantik das deutsche Germanenbild beherrschte, sondern vor allem auch jene Eigentümlichkeit, die die Beschäftigung mit den Germanen und ihrer Sprache von Anfang an zeigt: eine anti-römische Auffassung, die die Germanen nicht ohne den Gegentyp des Römers erfassen kann.³⁶

Die Konstruktion einer germanischen Identität zeigt zwei weitere nennenswerte Eigentümlichkeiten. Erstens: Die Ergebnisse der historischen Sprachwissenschaften sind auf andere Fächer übertragen worden, vor allem auf die Rechtswissenschaften. Das ist eine Folge der Lehre vom Volksgeist, der zufolge das Recht ebenso aus dem Volksgeist hervorwächst wie die Sprache. Schon für Jakob Grimm waren Philologie und Jurisprudenz eng verwandte Gebiete, die im Grunde denselben Gegenstand hatten.³⁷ Die Gleichstellung und Vergleichung des Rechts mit Sitte und Sprache waren ihm wichtig, denn „[d]as Recht ist wie die Sitte und Sprache volksmäßig, dem Ursprung und der organisch lebendigen Fortbewegung nach“.³⁸

Einige Zitate aus Karl von Amiras ‚Über Zweck und Mittel der germanischen Rechtsgeschichte‘³⁹ zeigen, wie diese Auffassung im Laufe des 19. Jahrhunderts weiterwirkte: Nach von Amiras Meinung sind „für die Weltgeschichte, die Geschichte des Geistes im Bezug auf Recht nur Römer und Germa-

²⁹ Johann G. Fichte, *Reden an die deutsche Nation*, ed. Medicus 429–430: „Ferner, da die Sprache nicht durch Willkür vermittelte, sondern als unmittelbare Naturkraft aus dem verständigen Leben ausbricht, so hat eine ohne Abbruch nach diesem Gesetze fortentwickelte Sprache auch die Kraft, unmittelbar einzugreifen in das Leben und dasselbe anzuregen.“

³⁰ Johann G. Fichte, *Reden an die deutsche Nation*, ed. Medicus 424.

³¹ Johann G. Fichte, *Reden an die deutsche Nation*, ed. Medicus 438.

³² Darüber: Klaus von See, *Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen* (Heidelberg 1994).

³³ Klaus von See, *Deutsche Germanen-Ideologie* (Frankfurt am Main 1970) 23–30.

³⁴ Johann Gottfried Herder, *Sämtliche Werke* 1, ed. Bernhard Suphan (Hildesheim 1967) 73–77, hier 73: „Die Verehrer der Alterthümer werden hier auf das feierlichste Feld geführt, voll Ehrwürdiger Monumente der Skandinavier, und fühlen wir unser Deutsches Blut, daß unsre alte Germanier Brüder der tapfern Dänen, an Religion, Gesetzen, Sitten und Gewohnheiten gewesen sind.“

³⁵ Herder, *Sämtliche Werke* 1, ed. Suphan 74.

³⁶ Von See, *Deutsche Germanen-Ideologie* 9.

³⁷ Barbara Dölemayer, *Die Beiträge der Brüder Grimm zu Rechtsgeschichte und Rechtswissenschaften*, in: *Die Grimms – Kultur und Politik*, ed. Bernd Heidenreich/Ewald Grothe (Frankfurt am Main 2008) 163–188.

³⁸ Brief vom 29.10.1814, in: *Briefe der Brüder Grimm an Savigny*. Aus dem Savignyschen Nachlaß, ed. Wilhelm Schoof/Ingeborg Schnack (Berlin/Bielefeld 1953), hier 172.

³⁹ Karl von Amira, *Über Zweck und Mittel der germanischen Rechtsgeschichte*, Akademische Antrittsrede, 15. Dezember 1875 (München 1876).

nen von durchgreifender Bedeutung gewesen“.⁴⁰ Im Hinblick auf die Untersuchung des alten Rechts spricht er von einem Zeitalter, „in welchem das Recht wesentlich noch Volksrecht, so zu sagen Naturproduct wie die Sprache war“.⁴¹ Und schließlich schreibt von Amira: „Was aber weitaus das wichtigste ist, die Grundlage aller germanischen Rechtsgeschichte, die ethnographische Gruppierung der Stammesrechte wird nur von der historischen Sprachwissenschaft gewährt.“⁴²

Eine notwendige Folge der Lehre vom Volksgeist (zusammen mit dem Aufleben des Nationalgefühls in und nach den Freiheitskriegen) war eine Spaltung der deutschen Rechtswissenschaft in eine ‚germanistische‘ und eine ‚romanistische‘⁴³ Richtung: Wenn das Recht aus dem Volksgeist hervorst wächst, kann das Vorhandensein römischen Rechtsgutes im geltenden deutschen Recht nur als Überfremdung und Vergewaltigung gedeutet werden. Am Anfang dieser Auffassung steht Georg Baseler, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, der 1836 in seiner Basler Antrittsrede ‚Über die Stellung des römischen Rechts zu dem nationalen Recht der germanischen Völker‘ die Meinung äußert, dass man, „wo eine Veränderung notwendig geworden ist, lieber die Einrichtungen der Väter zu verjüngen und zu verbessern strebe, als leichtsinnig das nicht erprobte Fremde, wofür doch nie der rechte Sinn im Volke sein kann, darum eintausche“.⁴⁴

Zweitens: Typisch für dieses intellektuelle Milieu ist die Gleichung Germanisch – Deutsch.⁴⁵ Erneut ist hier die Meinung Andreas Heuslers zu zitieren, der hundert Jahre später schreibt: „Es gab kein gutes Beispiel, daß Jakob Grimm, der es ja besser wußte, seine germanische Grammatik ‚Deutsche Grammatik‘, seine germanischen Rechtsaltertümer ‚Deutsche Rechtsaltertümer‘ nannte.“⁴⁶

Tatsächlich verwendet Jacob Grimm in seiner Grammatik und anderen sprachwissenschaftlichen Schriften das Wort ‚Deutsch‘ bedeutungsnah mit ‚Germanisch‘,⁴⁷ d.h. als Bezeichnung des gesamten Sprachstammes, dem das Neuhochdeutsche zugehört.⁴⁸ In seinem Exkurs ‚Über Germanisch und Deutsch‘ meint er, dass das Germanische in seinem Kern im ‚Ur-deutschen‘ bewahrt sei.⁴⁹

Parallel schreibt Heinrich Brunner in der Einleitung seiner Rechtsgeschichte „Die deutsche rechtsgeschichte deckt sich nicht mit der germanischen rechtsgeschichte“, es habe aber eine Zeit gegeben, „in der die rechtseinrichtungen der deutschen und der nicht deutschen germanen im wesentlichen gleichartig waren.“⁵⁰

Nach Meinung Gerd Tellenbachs folgt Jakob Grimm mit der Verwendung von Deutsch im Sinne von Germanisch⁵¹ einem überkommenen Sprachgebrauch: Er steht also in der Tradition des Mittelal-

⁴⁰ Von Amira, Über Zweck und Mittel der germanischen Rechtsgeschichte 18.

⁴¹ Von Amira, Über Zweck und Mittel der germanischen Rechtsgeschichte 24.

⁴² Von Amira, Über Zweck und Mittel der germanischen Rechtsgeschichte 26.

⁴³ Ein „spezifisch deutsches und beklagenswertes Phänomen“ nach Meinung Paul Koschakers, Europa und das römische Recht (München 1947) 152.

⁴⁴ Deutsche Akademiereden, ed. Fritz Strich (München 1924) 80–88, hier 88.

⁴⁵ Zu diesem Thema siehe den Band, Zur Geschichte der Gleichung ‚germanisch – deutsch‘. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen, ed. Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer/Dietrich Hakelberg (RGA, Erg. Bd. 34, Berlin/New York 2004).

⁴⁶ Wolfgang Fliess, Die Begriffe Germanisches Recht und Deutsches Recht bei den Rechtshistorikern des 19. und 20. Jahrhunderts (jur. Diss., Freiburg 1968).

⁴⁷ Heinrich Beck, ‚Deutsch‘ in den Anfängen der Germanistik, in: Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. FS Johannes Erben, ed. Werner Besch (Frankfurt/Bern/New York/Paris 1990) 443–453.

⁴⁸ Zu Deutsch und Germanisch als Forschungsbegriffe: Wolfgang Haubrichs, Theodiscus, Deutsch und Germanisch – drei Ethnonyme, drei Forschungsbegriffe, in: Zur Geschichte der Gleichung ‚germanisch – deutsch‘. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen, ed. Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer/Dietrich Hakelberg (RGA, Erg. Bd. 34, Berlin/New York 2004) 199–227.

⁴⁹ In der Einleitung zur Deutschen Grammatik, 10–20, hier 15: „Wir verbinden heute mit deutsch die vorstellung der ange-stammten sprache in voller reinheit und allgemeinheit des ausdrucks, die grammatik hat ihn noch über die grenzen des landes, das gegenwärtig deutsches heißt, auszudehnen, und jenes frühere verhältnis, wonach deutsch minder edel erscheinen konnte als fränkisch oder sächsisch, dreht sich um, da deutsch die allgemeine ausbildung unserer sprache, die von einzelnen stämmen hergenommene benennung nur den fortdauernden örtlichen zustand bezeichnet.“

⁵⁰ Heinrich Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte 1 (Leipzig 21960) hier 1.

⁵¹ Wolfgang Haubrichs, Die Praefatio des Heliand. Ein Zeugnis der Religions- und Bildungspolitik Ludwigs des Deutschen, in: Der Heliand, ed. Jürgen Eichhoff/Irmengard Rauch (Darmstadt 1973) 400–435.

ters⁵² und teilweise auch noch des deutschen Humanismus, in der ein Germanenbegriff herrschte, der Germanen und ‚alte Deutsche‘ gleichsetzte.⁵³

Klaus von See bezeichnet dieses Schema Germanisch – Deutsch schlechthin als Pangermanismus: In Ermangelung einer eigenen Mythologie schafft das sich entwickelnde Kollektivsubjekt des deutschen Volkes sich eine neue fiktive Vergangenheit. Eine Deutung schließt die andere nicht aus. Zwar bietet uns Jakob Grimm selbst eine Erklärung dieser Gleichung anhand der zweiten Lautverschiebung. Erneut zeigt er uns seine Vorliebe für die Sprache und ihre Gesetze. Grimm sah in der zweiten Lautverschiebung, die die deutsche Sprache von den übrigen germanischen Sprachen absonderte, eine Vollendung der ersten. Die zweite Lautverschiebung war auch ein Beweis dafür, dass die erste nicht nur einen ohnmächtigen Impuls darstellte, sondern die Erfüllung eines konsequenten Sprachtriebes – Deutsch also als Vollendung des Germanischen. Außerdem war Deutsch für Jakob Grimm lebenslang die adäquate Bezeichnung der Einheit in der Vielzahl der germanischen Sprachen. Aufgrund dieser Auffassung war es in diesem intellektuellen Umfeld auch üblich, die anderen germanischen Sprachen als deutsche Sprachen zu benennen.⁵⁴

Ein Beispiel dafür bietet etwa die Polemik um das Epos *Beowulf*, die zeigt, wie sehr in dieser Zeit die Sprache als Feld für ideologische Auseinandersetzungen diente.⁵⁵ *Beowulf* ist zwar in Altenglisch verfasst, die Handlung spielt sich aber ausschließlich in Südkandinavien ab. Deutsche Gelehrte, die Englisch als einen niederdeutschen Dialekt ansahen, interpretierten das Gedicht als ein frühes Beispiel des dänischen Imperialismus, der unschuldige Holsteiner – wie zum Beispiel die Vorfahren der Engländer und der anonyme Dichter des Epos – dazu zwang, sich als Dänen zu bezeichnen. Unter den Teilnehmern dieser Auseinandersetzung befanden sich etwa die Gebrüder Grimm und Friedrich Christoph Dahlmann.⁵⁶ Karl Simrock bietet in der Einleitung zu seiner Übersetzung des *Beowulf* ein gutes Beispiel für eine der ‚deutschen‘ Argumentationsweisen: „Dass der *Beowulf*, obwohl in ags. Sprache überliefert, doch seiner Grundlage nach ein deutsches Gedicht ist, ist schon von Andern ausgesprochen worden. Die beigegebenen Erläuterungen gehen überdies noch auf den Nachweis aus, dass der Mythos ein deutscher ist, der noch vielfache Spuren bei uns hinterlassen hat. Um so mehr lag es mir am Herzen, das Gedicht unserer Sprache wieder anzueignen.“⁵⁷

Einige englische Gelehrte, wie John Mitchell Kemble⁵⁸ und Thomas Arnold,⁵⁹ schlugen sich auf die deutsche Seite – *Beowulf* sei in der Tat ein deutsches Gedicht; einige andere, wie Benjamin Thorpe, auf die dänische Seite – *Beowulf* sei ein dänisches oder schwedisches Gedicht.⁶⁰ Die Geschichte geht weiter, und am Ende des 19. Jahrhunderts schreibt Georg Stephens – Professor in Kopenhagen,

⁵² Über die ältesten Belege des Begriffes *theodiscus* siehe Jörg Jarnut, *Teotischis homines* (a. 816). Studien und Reflexionen über den ältesten urkundlichen Beleg des Begriffes ‚theodiscus‘, in: *MIÖG* 104 (1996) 26–40; auch Ingo Reiffenstein, *theodiscus* in den althochdeutschen Glossen, in: *Grammatica Ianua Artium. FS Rolf Bergmann*, ed. Elvira Glaser/Michael Schlaefter (Heidelberg 1997) 71–84.

⁵³ Gerd Tellenbach, *Zur Geschichte des mittelalterlichen Germanenbegriffs*, in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 7 (1975) 145–165. Zum Germanenbegriff im frühen Mittelalter insbesondere Walter Pohl, *Der Germanenbegriff vom 3. bis zum 8. Jahrhundert – Identifikationen und Abgrenzungen*, in: *Zur Geschichte der Gleichung ‚germanisch – deutsch‘. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen*, ed. Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer/Dietrich Hakelberg (RGA, Erg. Bd. 34, Berlin/New York 2004) 163–183.

⁵⁴ Heinrich Beck, ‚Deutsch‘ 451.

⁵⁵ Thomas A. Shippey, *Germanen, Deutsche und Teutonen in der englischsprachigen Geistesgeschichte*, in: *Zur Geschichte der Gleichung ‚germanisch – deutsch‘. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen*, ed. Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer/Dietrich Hakelberg (RGA, Erg. Bd. 34, Berlin/New York 2004) 326–341.

⁵⁶ Franklin D. Cooley, *Contemporary reaction to the identification of Hygelac*, in: *Philologica. The Malone Anniversary Studies*, ed. Thomas A. Kirby/Henry B. Woolf (Baltimore 1949) 269–274.

⁵⁷ Karl Simrock, *Beowulf. Das älteste deutsche Epos übersetzt und erläutert* (Stuttgart/Augsburg 1859).

⁵⁸ John Mitchell Kemble, *The Saxons in England* (London 1849). Über Kemble und die Historische Schule: Calvin Woodard, *A wake (or awakening?) for historical jurisprudence*, in: *The Victorian Achievement of Sir Henry Maine. A Centennial Reappraisal*, ed. Alan Diamond (Cambridge 1991) 217–237.

⁵⁹ Thomas Arnold, *Introductory Lectures on Modern History ... with the Inaugural Lecture Delivered in December 1841* (London 1860).

⁶⁰ Über die wechselseitige Wahrnehmung von deutscher und britischer Geschichtswissenschaft: Peter Wende, *Perception and Transfers. Zur gegenseitigen Wahrnehmung deutscher und britischer Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert*, in: Gerhard A. Ritter/Peter Wende, *Rivalität und Partnerschaft: Studien zu den deutsch-britischen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert*. FS Anthony J. Nicholls (Paderborn 1999) 13–28.

geboren in England – einen Aufsatz mit dem Titel *Er Engelsk en tysk sprog?*⁶¹ Eine Frage, die er verneint. Für ihn war Deutsch ganz entschieden nicht gleichbedeutend mit ‚Germanisch‘. Er glaubte völlig an den rein skandinavischen Ursprung Englands, des *Beowulf* und der englischen Sprache überhaupt, die sicherlich als ‚germanisch‘ oder besser ‚teutonisch‘, keinesfalls aber als ‚deutsch‘ zu bezeichnen sei.

Wenn man sich vom sicheren Feld der Forschungsgeschichte auf die Gratwanderung des Historischen macht,⁶² gibt es nicht viel Spielraum für Überlegungen zur Frage der germanischen Identität und Sprache.⁶³ Es gibt allerdings einige Quellen heterogener Typologie und Herkunft, die in unterschiedlicher Art und Weise Anlass zu Gedanken über das Thema des gegenseitigen Verstehens innerhalb des germanischen Sprachbereichs⁶⁴ und über die Beziehung zwischen den germanischen Sprachen geben.⁶⁵

Die erste, leider zu oft unbeachtete Quelle, ist das sogenannte ‚Erste Grammatische Traktat‘.⁶⁶ Dies ist die moderne Bezeichnung für eine altisländische Abhandlung über die isländische Sprache, die um 1150 entstanden ist.⁶⁷ Der anonyme Autor bietet eine Darstellung des altisländischen Lautsystems. Er macht Vorschläge für eine konsequente und genaue Rechtschreibung, und dabei bedient er sich des Vorbildes der englischen Sprache, die die lateinischen Buchstaben adaptiert hat. Er fühlt sich berechtigt, den Engländern zu folgen, weil Englisch und Isländisch ursprünglich eine Sprache gewesen seien *alls vér erum einnar tungu*,⁶⁸ obwohl in der Zwischenzeit zahlreiche Veränderungen in einer oder in beiden Sprachen stattgefunden haben.

Mit dem Verfasser des ‚Ersten Grammatischen Traktats‘ stimmen auch manche Bemerkungen des Autors einer isländischen Saga überein. Im Kapitel VII der *Gunnlaugs saga orms tungu*, der Biographie des isländischen Skalden Gunnlaug, der um das Jahr 1000 gelebt hat, wird behauptet, dass früher die Sprache in England, Norwegen und Dänemark die gleiche gewesen sei (*ein var þá tunga*). Aber mit der Eroberung durch den Normannen William habe in England die Sprache gewechselt. Eine neue Sprache, die er *valska* nennt, habe sich danach in England durchgesetzt.

Es gibt in diesen Berichten das historische Bewusstsein einer ursprünglichen Einheit, aber auch die Wahrnehmung einer Entwicklung. Der sprachkundige Isländer, Autor des ‚Grammatischen Traktats‘ betrachtet die Sache historisch: Englisch und Isländisch haben erst im Laufe der Zeit eine Verwandlung erlebt. Und der Autor der *Gunnlaugs-Saga* sieht eine Zäsur aufgrund des Einflusses einer anderen Sprache, die ganz anders gewesen sei. Die beiden anonymen Autoren haben klare Vorstellungen über die Identität der von ihnen betrachteten germanischen Sprachen sowohl in historischer als auch in grammatikalischer Hinsicht. Das erlaubt es ihnen, eine Verbindung mit den Sprechern anderer germanischer Sprache festzustellen und die germanischen Sprachen von anderen Sprachgruppen abzugrenzen.

Auf eine Art von Verständlichkeit innerhalb der germanischen Sprachen deutet eine weitere Quelle hin: der Reisebericht des venezianischen Händlers Iosaphat Barbaro aus dem 15. Jahrhundert. Bei einer Reise auf der Krim begegnet er Sprechern der krimgotischen Sprache. Diese Goten waren im 3. Jahrhundert auf die Krim und an die Küste des Schwarzen Meeres gekommen und lebten dort iso-

⁶¹ Shippey, *Germanen, Deutsche und Teutonen* 333.

⁶² Lesley Johnson, *Imagining communities: medieval and modern* 1–19, und Anthony D. Smith, *National identities: modern and medieval?*, in: *Concepts of National Identity in the Middle Ages*, ed. Simon Forde/Lesley Johnson/Alan V. Murray (Leeds 1995) 21–46.

⁶³ Vorbereitend zum Thema Identität und Sprache, die Beiträge in: *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte*, ed. Andreas Gardt/Ulrike Haß-Zumkehr/Thorsten Roelcke (Berlin/New York 1999), darunter etwa Fritz Hermanns, *Sprache, Kultur und Identität. Reflexionen über drei Totalitätsbegriffe* (352–391) und Dirk Geeraerts, *Kulturhistorische Dialektik und sprachliche Identität* (393–396).

⁶⁴ *Über Identität im frühmittelalterlichen England: Social Identity in Early Medieval Britain*, ed. William O. Frazer/Andrew Tyrrell (London/New York 2000).

⁶⁵ Elmar Seebold, *Sprachwissenschaft und Germanische Altertumskunde*, in: *RGA*, 2. Aufl. 29 (Berlin/New York 2005) 394–404.

⁶⁶ *Literatur* in: Kurt Braunmüller, *Grammatische Traktate*, in: *RGA*, 2. Aufl. 12 (1998) 573–579.

⁶⁷ *First Grammatical Treatise. The Earliest Germanic Phonology. An Edition, Translation, and Commentary*, ed. Einar Haugen (London 1972).

⁶⁸ *Il primo trattato grammaticale islandese*, ed. Federico Albano Leoni (Bologna 1975) 80.

liert, als die Hauptmasse der Goten unter hunnischer Herrschaft nach Westen wanderte.⁶⁹ So konnten sie ihre Sprache und Kultur bewahren.⁷⁰ Diese Stämme nannten sich Goten und wurden vom 6. Jahrhundert an immer wieder in verschiedensten Quellen, insbesondere in den Schreiben von Reisenden und Historikern erwähnt. Nun schreibt Barbaro: „Die Goten sprechen Deutsch, ich weiß es, denn ich hatte einen deutschen Diener bei mir, und er sprach mit ihnen und konnte sie ziemlich gut verstehen, so wie jemand aus dem Friaul einen Florentiner verstehen könnte“.⁷¹

Von gegenseitigem Verstehen zwischen germanischen Sprechern sind unterschiedliche Sprachwissenschaftler überzeugt, chronologisch: Leonard Bloomfield,⁷² Einar Haugen,⁷³ William Moulton⁷⁴ und Elmar Seebold.⁷⁵ Die frühmittelalterliche Germania war eine ‚speech-community‘, in der eine diffuse Verstehbarkeit herrschte.⁷⁶ Es gab keinen Bruch zwischen den lokalen Sprachformen; nur die extrem weit auseinanderliegenden konnten einander nicht verstehen. Obwohl die Idee einer germanischen Sprache, wie Grimm und andere sie konstruiert haben, beseitigt worden ist – so wie Herbert Penzl in seinem Aufsatz ‚Can proto-Germanic be reconstructed as a ‚natural‘ language?‘ erklärt hat –, bilden die Dialekte einer Sprache bei natürlicher Entstehung und Ausbreitung ein Kontinuum.⁷⁷ Sprachkontinua sind typisch für ein orales Kulturmilieu, in dem sprachpolitische Einflüsse noch nicht wirksam waren und weder Dialektgrenzen gezogen worden sind noch sprachliche Standardisierung stattgefunden hat.

Und auch unsere isländischen Autoren des nicht allzu späten Mittelalters haben verstanden, dass natürliche Sprachen dem Wandel unterworfen sind. Es gibt also Verschiebungen innerhalb einer Sprachgemeinschaft, etwa durch Auswanderung oder Eroberung, in deren Folge Verschiedenheiten sich häufen und die Konvergenzen zurücktreten. Die Verständlichkeit kann unter diesen Bedingungen verloren gehen.

Die Frage hier ist aber: Ist die Verständlichkeit per se Garantie für Identität? Die Ethnologie erklärt uns, dass die Verständlichkeit nicht unbedingt ausreicht, um eine Identität zu schaffen. So zeigt etwa Günther Schlee, dass jeder innerhalb eines sprachlichen Kontinuums sich seinen unmittelbaren Nachbarn zugehörig empfindet, nicht aber den entfernteren.⁷⁸ Wo kann man dann unter diesen Bedingungen Anknüpfungen zum Thema germanische Sprache und Identität finden? Man findet sie, wenn die Identität der germanischen Stämme nicht in Bezug auf ihre Alltagssprache, sondern in Bezug auf eine Sondersprache definiert wird – eine Sondersprache, die nicht permanent-konstitutiver Bestandteil ihrer Identität ist, sondern nur ein begleitender Faktor, der in bestimmten Zusammenhän-

⁶⁹ Herwig Wolfram, *Die Goten und ihre Geschichte* (München 2005); Richard Loewe, *Die Reste der Germanen am Schwarzen Meere* (Halle 1896).

⁷⁰ Von der Sprache der Krimgoten sind nur wenige Reste in fragwürdiger Überlieferung erhalten, aber nach Meinung unterschiedlicher Forscher besteht kein Zweifel daran, dass die Sprache mit der gotischen Sprache zusammenhängt. Darüber: Macdonald Stearns Jr., *Das Krimgotisch*, in: *Germanische Rest- und Trümmersprachen*, ed. Heinrich Beck (RGA, Erg. Bd. 3, Berlin/New York 1989) 175–194.

⁷¹ Ernst Schwarz, *Die Krimgoten*, in: *Saeculum* 4 (1953) 156–164.

⁷² Leonard Bloomfield, *An Introduction to the Study of Language* (London/New York 1914).

⁷³ Einar Haugen, *Semicommunication: The language gap in Scandinavian*, in: *Sociological Inquiry* 36 (1966) 280–297.

⁷⁴ William G. Moulton, *Mutual intelligibility among speakers of early Germanic dialects*, in: *Germania. Comparative Studies in the Old Germanic Languages and Literatures*, ed. Daniela G. Calder/T. Craig Christy (Woodbridge 1988) 9–28.

⁷⁵ Elmar Seebold, *Sprache und Schrift*, in: *Die Germanen. Studienausgabe*, ed. Heinrich Beck/Heiko Steuer/Dieter Timpe (Berlin/New York 1998) 95–125.

⁷⁶ Sebastian Brather, *Völkerwanderungszeit*, in: *RGA*, 2. Aufl. 32 (Berlin/New York 2006) 517–522.

⁷⁷ Herbert Penzl, *Can proto-Germanic be reconstructed as a ‚natural‘ language?*, in: *Germania. Comparative Studies in Old Germanic Languages and Literatures*, ed. Daniel G. Calder/T. Craig Christy (Woodbridge 1988) 1–8. Siehe auch ders., *Methoden der germanischen Linguistik* (Tübingen 1972) und ders., *Zur Rekonstruktion des Urgermanischen*, in: *Studia linguistica diachronica et synchronica. FS Werner Winter*, ed. Ursula Pieper/Gerhard Stickl (Berlin/New York/Amsterdam 1985) 619–633.

⁷⁸ Günther Schlee, *Interethnische Beziehungen*, in: *Ethnologie. Einführung und Überblick*, ed. Bettina Beer/Hans Fischer (Berlin 2006) 375–390. Wenn im vorkolonialen Afrika in einem Dorf an einem Fluss den Bewohnern die Frage gestellt wurde, wer denn noch so ähnlich sei wie sie und wer denn außerhalb des Dorfes zu ihnen gehöre, konnte es vorkommen, dass man die Antwort erhielt, die Bewohner des nächsten Dorfes flussabwärts und auch die des nächsten Dorfes flussaufwärts verstehe man gut, ihre Sprache sei ganz ähnlich wie die eigene und auch ihre Sitten seien ganz ähnlich, jeweils ein Dorf weiter in beiden Richtungen sei das aber nicht mehr so.

gen besonders fokussiert wird. Zur Betrachtung dieser Sondersprache, die eine literarische ist, werden wir quasi gedrängt von unterschiedlichen historischen Quellen.

In den *Gesta Danorum* des Saxo Grammaticus, entstanden um 1200, wird im Zusammenhang mit Ereignissen, die hundert Jahre zuvor stattgefunden hatten, erzählt, dass eine Schar⁷⁹ dänischer Krieger, geführt von einem gewissen Christoforus, von estnischen Seeräubern geschlagen wurde. Am gleichen Abend werden aber die betrubten Krieger von den Erzählungen eines gewissen Lucas, geboren in England, *historiarum scientia apprime eruditus*, wieder aufgemuntert.⁸⁰ Es handelt sich um eine heroische Geschichte aus der Vergangenheit, und Saxo, der die gegenseitige Verständlichkeit als selbstverständlich betrachtet, staunt darüber, wie viel Stärke aus dem Lied in die Seele der Krieger fließen kann.

Andreas Heusler⁸¹ hat die historischen Quellen aus den 300 Jahren von Theoderich bis zu Karl dem Großen hinsichtlich Aussagen über die sogenannte Heldendichtung ausgewertet.⁸² Cassiodor, der Kanzler Theoderichs, spricht von jenem Gensimund, der *toto orbe cantabilis* in der Überlieferung fortlebte.⁸³ Bekannt ist auch die Erzählung des Paulus Diaconus in der *Historia Langobardorum*. Hier wird über Alboin erzählt, dass sein Ruf weit und breit dermaßen anwuchs, dass bis in Paulus' Tage sowohl bei den Bajuwaren als auch bei den Sachsen und bei anderen sprachverwandten Stämmen seine Freigebigkeit, sein Ruhm, sein Kriegsglück und seine Tapferkeit in Liedern gepriesen wurden.⁸⁴ Man weiß freilich nicht, ob diese mündlichen Formen unserer Auffassung von Heldenliedern entsprachen. Wichtig sind aber hier zwei Tatsachen: deren Verständlichkeit für unterschiedliche Stämme und ein Publikum von Kriegern. In den Quellen also, die ein gegenseitiges Verstehen von germanischen Sprechern bezeugen, ist von einem dichterischen Sprechen der Unterhaltung die Rede, einer Sprache, die für Hörer verschiedener Dialekte verständlich war, die die Taten von Helden rühmte und den Kriegern in schwierigen Momenten helfen konnte. Es fällt auf, dass die stammesmäßige Aneignung der altüberlieferten Stoffe offenbar keine Rolle spielte. So erzählt der englische Sänger Widsith, der ‚Weitgereiste‘, in einem Gedicht von 143 Stabreimversen, das möglicherweise im 8. oder 9. Jahrhundert entstand, von allen Königen, Ländern und Helden, die er auf seinen weiten Reisen besucht hat.⁸⁵ Und auch die ersten neun Bücher der *Gesta Danorum* des Saxo Grammaticus erhellen den regen Umlauf der epischen Stoffe von Stamm zu Stamm.

Man könnte sich vorstellen, dass jeder Stamm seine eigenen Helden für den stammesinternen Gebrauch und nach unterschiedlicher formaler Auffassung pries. Überraschenderweise tritt uns ein gegenseitiges Interesse entgegen, das die germanischen Stämme füreinander zeigten – Indiz für ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Eine Ausnahme bilden die nichtgermanischen Hunnen, deren Taten mit aufgenommen wurden. Ihr Herrscher Attila, ‚der kleine Vater‘, der einen gotischen Namen trägt, hat in der germanischen Dichtung große Resonanz gefunden. Sein Name liefert sogar einen *terminus*

⁷⁹ Hans Kuhn, Die Grenzen der germanischen Gefolgschaft, in: Zeitschrift für Rechtsgeschichte GA 73 (1956) 1–83.

⁸⁰ Saxo Grammaticus, *Gesta Danorum* (ed. Georg Waitz, MGH SS 29, Hannover 1891) 37–161, hier 131: *Tunc Lucas, Christofori scriba, nationis Britannicae, litteris quidem tenuiter instructus, sed historiarum scientia apprime eruditus, cum infractos exercitus nostri animos videret, mestum ac lugubre silentium clara voce prorumpens, sollicitudinem alacritate mutavit. Sicuidem memoratis veterum virtutibus, nostros ad exigendam a sociorum interfectoribus ultionem tanta disserendi peritia concitavit, ut non solum mesticiam discuteret, verum etiam cunctorum pestoribus fortitudinem ingeneraret, dictuque incredibile fuerit, quantum virium in nostrorum animos ab alienigenae hominis sermone manaverit.*

⁸¹ Andreas Heusler, *Die altgermanische Dichtung* (Darmstadt 1957), hier 151–152.

⁸² Hans Tiefenbach/Hermann Reichert/Ludwig Rübekeil, *Held, Heldendichtung und Heldensage*, in: RGA, 2. Aufl. 14 (Berlin/New York 1999) 260–283.

⁸³ Cassiodor, *Variae VIII*, 9 (ed. Theodor Mommsen, MGH AA 12, Berlin 1894) 1–385, hier 239: *Gensemundus ille toto orbe cantabilis, solum armis filius factus, tanta se Amalis devotione conjunxit, ut haeredibus eorum curiosum exhibuerit famulatum, quamvis ipse peteretur ad regnum.*

⁸⁴ Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum I*, 27 (ed. Georg Waitz, MGH SS rer. Langob., Hannover 1878) 12–187, hier 70: *Alboin vero ita praeclarum longe lateque nomen percebuit, ut hactenus etiam tam apud Baioariorum gentem quamque et Saxonum, sed et alios eiusdem linguae homines eius liberalitas et gloria bellorumque felicitas et virtus in eorum carminibus celebretur.*

⁸⁵ Siehe darüber Raymond W. Chambers, *Widsith. A Study in Old English Heroic Legend* (Cambridge 1912).

post quem für das Auftreten der zweiten Lautverschiebung, da Attila, der im mittelhochdeutschen Heldenepos als Etzel erscheint, als historische Person bis 453 gelebt hat.⁸⁶

Bei dieser literarischen Sondersprache führt die Frage der Sprachidentität über die Einzelsprache hinaus. Treffende Gedanken über Völkerwanderung und kulturelle Einheit sind von Mattias Springer geäußert worden. Er weist die Auffassung, dass die Völkerwanderung eine ausschließlich römisch-germanische Angelegenheit sei, zurück, weil auch Hunnen und Alanen beteiligt waren, glaubt aber an eine Form kultureller Einheit, die von der sprachlichen Verständigung erleichtert wurde, und an einen lebhaften Austausch zwischen den von Germanen bewohnten Gebieten zur Zeit der Völkerwanderung.⁸⁷ Tatsächlich beruht der Austausch von epischem Material auf einer wesentlichen Voraussetzung: der Anwendung einer relativ einheitlichen Sprache mit einheitlichen Stilmitteln.⁸⁸ Die überlieferten Heldenlieder, die aus unterschiedlichen germanischen Sprachbereichen stammen, zeigen eine hochstilisierte, nachdrücklich gesteigerte Sprache mit Gestaltungsmöglichkeiten, wie etwa Stabreim, Komposita, Formeln und Variation, die allen germanischen Sprachen gemeinsam sind.⁸⁹ Gegenseitige Verstehbarkeit hing in starkem Maße auch von weniger systematischen Merkmalen der Sprache, wie der Intonation, ab. Nur unter dieser Bedingung konnten epische Stoffe von Ort zu Ort wandern.

Aber nicht ausschließlich: Im 5. Kapitel der *Getica* (um 551) sagt Jordanes, dass man bei West- und Ostgoten die Taten der Ahnen mit Gesang und Harfenspiel verherrlicht habe.⁹⁰ 500 Jahre später trifft der Heilige Liudger auf einem Landgut in Ostfriesland den blinden Bernlef. Der konnte sehr gut „die Taten der Alten und die Kämpfe der Könige zur Harfe vortragen“.⁹¹ Einige Quellen erwähnen also diese gebundene Rede in Verbindung mit Harfenmusik.⁹²

Obwohl nach Meinung Eike Gringmuth-Dallmers mit Blick auf die gleichzeitige hochstehende Musikkultur der Römer das archäologische Material keinen Schluss darauf gestattet, dass die Musik im Leben der kaiserzeitlichen Germanen eine große Rolle gespielt hat,⁹³ deutet doch manches darauf hin, dass am Anfang des Frühmittelalters der Musiker und seine Kunst hoch geachtet waren. Vereinzelte Textstellen und archäologische Funde aus dem Frühmittelalter bezeugen organisierte Klangge-

⁸⁶ Piergiuseppe Scardigli, *Der Weg zur deutschen Sprache. Von der indogermanischen bis zur Merowingerzeit* (Bern/Berlin/Frankfurt am Main/New York/Paris/Wien 1994) 203–244.

⁸⁷ Mattias Springer, *Völkerwanderung*, in: RGA, 2. Aufl. 32 (Berlin/New York 2006) 509–517.

⁸⁸ Heinrich Tiefenbach, *Beginn einer volkssprachigen Identität im Spannungsverhältnis zwischen Althochdeutsch und Altsächsisch*, in: *Sprachidentität – Identität durch Sprache*, ed. Nina Janich/Christiane Thim-Mabrey (Tübingen 2003) 61–75.

⁸⁹ Piergiuseppe Scardigli, *Zur sprachhistorischen Bewertung der germanischen Heldendichtung*, in: *Heldensage und Heldendichtung im Germanischen*, ed. Heinrich Beck (RGA, Erg. Bd. 2, Berlin/New York 1988) 197–211.

⁹⁰ Jordanes, *Getica* (ed. Theodor Mommsen, MGH AA 5, 1, Berlin 1882) 53–138, hier 65: *Ante quos etiam cantu maiorum facta modulationibus citharisque canebant.*

⁹¹ Altfrid, *Vita S. Liudgeri*, (ed. Georg Heinrich Pertz, MGH SS 2, Hannover 1829) 403–425, hier 412: *... Bernlef, qui a vicinis suis valde diligebatur, eo quod esset affabilis, et antiquorum actus regumque certamina bene noverat psallendo promere.*

⁹² Christiane Wanzeck, *Harfe und Leier*, 1. Sprachliches, in: RGA, 2. Aufl. 14 (Berlin/New York 1999) 1–3. Harfen gelten als die ältesten zusammengesetzten Chordophone. Unbekannt ist, wie die im Orient verbreiteten Harfen nach Europa kamen. Die latinisierte mittellateinische Form *harpa* ist etwa im 6. Jahrhundert bei Venantius Fortunatus belegt, der das Instrument mit den Germanen in Verbindung bringt: *Romanusque lyra plaudat tibi Barbarus harpa Graecus archilliaca, crotta Britanna canat* (ed. Friedrich Leo, MGH AA 4,1 Berlin 1881) 1–270, hier 162. Die altdeutsche Form *harpha* wurde nicht zur Bezeichnung eines bestimmten Saiteninstrumentes, sondern auch als Oberbegriff und als Bezeichnung für Schlaginstrumente verwendet. Mit ahd. *harpha* wurden sowohl Schlaginstrumente wie *tympanum* als auch Saiteninstrumente wie *lyra* glossiert. Um das Jahr 1000 glossiert Aelfric *hearpe* als Leier und das Verb *hearpen* wird im *Beowulf* und in anderen angelsächsischen Quellen für das Spiel eines nicht näher definierten Saiteninstrumentes verwendet. In einer Handschrift des 12. Jahrhunderts wird eine mit 12 Saiten abgebildete Rahmen-Harfe als *cythara anglica* bezeichnet, während eine 7-saitige Rundboden-Leier *cithara teutonica* genannt wird. Vgl. Martin Gerbert, *De cantu et musica sacra 2* (St. Blasien 1774). Während Harfen bis zum 14. Jahrhundert nur durch Abbildungen dokumentiert sind, belegen archäologische Funde aus der Zeit zwischen dem 5. und 13. Jahrhundert die weite Verbreitung von Leiern in Europa. Siehe Marianne Betz, *Harfe und Leier*, 2. Allgemeines, in: RGA, 2. Aufl. 14 (Berlin/New York 1999) 3–9.

⁹³ Eike Gringmuth-Dallmer, *Musikarchäologische Quellen aus der Germania libera*, in: *Studien zur Lebenswelt der Eisenzeit*. FS Rosemarie Müller, ed. Wolf-Rüdiger Teegen/Rosemarie Cordie/Olaf Dörner/Sabine Rieckhoff/Heiko Steuer (RGA, Erg. Bd. 53, Berlin/New York 2006) 193–204.

staltung. Unterschiedliche Funde aus der Zeit ab dem 5. Jahrhundert belegen eine weite Verbreitung von Leiern. Auffallend häufig handelt es sich bei den Funden um Grabbeigaben, die in den sogenannten ‚Sängergräbern‘ gefunden werden.⁹⁴ Von einer großen Wertschätzung des Musikinstruments zeugt etwa das alemannische Sängergab auf dem Reihengräberfriedhof bei Oberflach aus der Zeit um 610, in dem ein junger Mann mit großem Aufwand in einem Eichensarg bestattet war. Zusammen mit zahlreichen Beigaben, darunter auch ein Langschwert – Zeichen für den hohen Sozialstatus des Verstorbenen –, barg die Grabkammer Zaumzeug und eine sechssaitige Leier.

Es gehört sicher nicht zum Vorhaben dieser Arbeit, ausführlicher über ‚germanische Musik‘ zu sprechen. Wie Max Haas in seinem Artikel ‚Musik‘ im RGA erklärt hat, ist das Thema einer speziellen germanischen Musik für die Musikwissenschaft nicht mehr relevant. Die Nationalsozialisten haben den Ausdruck im Zusammenhang mit ihrer rassistischen und nationalistischen Ideologie missbraucht und durch pauschale und opportunistische Darstellung versucht, die Mehrstimmigkeit und das Dur-Moll-System als ursprünglich germanische Leistung hervorzuheben.⁹⁵

In unserem Zusammenhang ist nicht die Art der Musik, sondern ihre Funktion von Bedeutung. Dass die Heldendichtung in manchen Fällen mit musikalischer Begleitung vorgetragen wurde,⁹⁶ führt zu folgenden Überlegungen: Die Musik ist eine Sprache, die die Kommunikation vereinfacht. Mit ihrer Hilfe trat die Frage der Wort-für-Wort-Verständlichkeit der Texte in den Hintergrund. Darüber hinaus ist die Musik als ästhetisches Phänomen ein Faktor, der in der individuellen wie kollektiven Welterfahrung als Basis von Identitätsbildung wirken kann. Wie aktuell das Thema Musik und Identität ist, zeigen unter anderem unterschiedliche Forschungsvorhaben, darunter auch das Projekt ‚Musik – Identität – Raum‘ der Kommission für Musikforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Insbesondere die Völkerwanderungszeit kann aus kultur- wie aus identitätstheoretischer Perspektive als paradigmatisch für ‚unsichere Zeiten‘ aufgefasst werden. Die poetisch-musikalische Erfahrung über die Stammesgrenzen hinweg konnte in der krisenhaften Umbruchzeit eine Identität schaffen, die nicht ethnisch-vertikal war, sondern die, stammesübergreifend und horizontal, den kriegerischen Unternehmungsgeist einer waffenfähigen Schicht symbolisierte. Ausgesuchte Splitter von Heldenliedern werden dann in den *historiae* von Paulus bis Saxo, die selbst Mittel einer unterschiedlichen, diesmal stammesbezogenen Identitätsbildung waren, wie in einem *gioco di specchi*, integriert und propagiert.

Diese literarische Sprache, in der die Identität der germanischen Stämme gestiftet und gesichert wurde und sich endlich kristallisiert hat, vermittelte mit dem gemeinsamen Besitz der gebundenen Rede auch stoffliche Gemeinsamkeiten, so etwa das Motiv des Verwandtenmords, der Rache, des lärmenden Gelages,⁹⁷ welche sämtlich als bedrohlich für die christliche Identität erachtet wurden.

Dazu kann man den bekannten Fall Alkuins anführen. Gegen eine Nachbarschaft von geistlicher und weltlicher Kultur schrieb der Brite, der damals Abt von Tours war, einen häufig zitierten Brief an einen Bischof Speratus,⁹⁸ der nach einer neuen Deutung Unuona, der Bischof von Leicester, war.⁹⁹ Alkuin schreibt im Jahr 797, dass bei der Mahlzeit der Priester Predigten der Kirchenväter vorzulesen

⁹⁴ Betz, Harfe und Leier 7. Nach Joachim Werner, Leier und Harfe im germanischen Frühmittelalter, in: Aus Verfassungs- und Landesgeschichte. FS Theodor Mayer (Konstanz 1954) 9–15, wurde dem Adligen sein Instrument oder das Instrument des Sängers, der ihn mit seinem Vortrag von Heldenliedern unterhalten hatte, ins Grab mitgegeben.

⁹⁵ Max Haas, Musik, in: RGA, 2. Aufl. 20 (Berlin/New York 2001) 396–399. So hat etwa die zweite Auflage der Enzyklopädie ‚Musik in Geschichte und Gegenwart‘ (1999–2008) – im Gegensatz zur ersten Auflage (1955) – auf die Behandlung des Themas ‚Germanische Musik‘ verzichtet.

⁹⁶ Heinrich Beck, Held, Heldendichtung und Heldensage, RGA, 2. Aufl. 14 (Berlin/New York 1999) 260–282, hier 278.

⁹⁷ Hugh Magennis, Anglo-Saxon Appetites. Food and Drink and their Consumption in Old English and Related Literature (Dublin/Portland 1999).

⁹⁸ Epistolae Karolini aevi (ed. Ernst Dümmler, MGH EE 4, Berlin 1895) 181–184, hier 183: *Verba Dei legantur in sacerdotali convivio. Ibi decet lectorem audiri, non citharistam; sermones patrum, non carmina gentilium. Quid Hinieludus cum Christo? Angusta est domus: utrosque tenere non poterit. Non vult rex celestis cum paganis et perditis nominetenus regibus communionem habere; quia rex ille aeternus regnat in caelis, ille paganus perditus plangit in inferno. Voces legentium audire in domibus tuis, non ridentium turbam in plateis.*

⁹⁹ In einem in Januar 2009 in Wien gehaltenen Vortrag habe ich auf die alte Zuschreibung von Jaffé an Bischof Hygbald aus Lindisfarne hingewiesen. Für den Hinweis auf Unuona bedanke ich mich herzlich bei Ian Wood. Darüber Donald A. Bullough, What has Ingeld to do with Lindisfarne?, in: Anglo-Saxon England 22 (1993) 93–125.

seien; man solle nicht *carmina gentilium* und Harfner hören. Dabei erwähnt Alkuin mit Ingeld sogar einen Helden, den König der Hadubarden, der im Beowulf und im Widsith vorkommt; dieser heißt bei Saxo Grammaticus *Ingellus* und in der isländischen Dichtung *Ingjaldr*. Mit einer rhetorischen Frage und einer lapidaren Antwort erklärt uns Alkuin seine Ansicht: *Quid Hinieldus cum Christo? Angusta est domus: utrosque tenere non poterit. Non vult rex celestis cum paganis et perditis nomine tenus regibus communionem habere*. Nichts kann den Helden der germanischen Sage, die im Beowulf erwähnt wird, mit Christus verbinden, und der Herr des Himmels sollte sein Haus nicht mit heidnischen und verdammten Königen teilen. Dabei möchte der Herr in seinem Haus nicht das Lachen der Menge, sondern die Stimmen derer, die das Wort Gottes lesen, hören: *voces legentium audire in domibus tuis, non ridentium turbam in plateis*. Der Brief Alkuins stellt die offizielle Doktrin der Kirche dar, nicht die alltägliche Praxis ihrer Mitglieder. Alkuin selbst zeichnet in seiner Schrift das Bild eines geistlichen Treffens, das eher die Züge eines Gelages trägt. Offenbar war es für viele Kleriker schwierig, die Traditionen, Gewohnheiten und Unterhaltungsformen, mit denen sie aufgewachsen waren, aufzugeben,¹⁰⁰ und auch in die Kirchen und Klöster drangen die Gesänge, die an den Höfen erfolgreich waren.¹⁰¹

Die Stimme Alkuins stellte nicht die einzige harte Verurteilung der epischen Dichtung als einer mit dem Christentum nicht zu vereinbarenden Gattung dar. Eine weitere kritische Sicht bietet Otfried von Weissenburg: In der Widmung seines Evangelienbuchs spricht er vom *laicorum cantus ... obscenus*, den sein Buch durch die Lehre der Heiligen Schrift ersetzen möchte.¹⁰²

Dass in der Mentalität der Kirche die Bereitschaft, einen neuen Glauben zu akzeptieren, mit dem Willen einhergehen sollte, die alte kulturelle Identität zu verleugnen, zeigt eine weitere Quelle: In den *Gesta Hludovici Thegans*, des Chorbischofs von Trier, entstanden um 837, schreibt dieser die Ablehnung der heidnischen Kultur dem ‚frommen‘ Kaiser Ludwig zu. Dieser wolle die *poetica carmina gentilia*, die er in seiner Jugend kennengelernt hatte, weder lesen noch hören noch jemandem beibringen: *Poetica carmina gentilia, quæ in iuventute didicerat, respuit nec legere, nec audire nec docere voluit*.¹⁰³

Ein ganz anderes Bild bietet ein Brief aus dem 12. Jahrhundert, der die Präsenz und Aktualität von Heldengeschichten in Kirchenkreisen um die Mitte des 11. Jahrhunderts belegt. Um 1160 beklagt sich Meinhard, Domschulmeister von Bamberg, in einem Brief an einen Freund, dass Bischof Gunther die Inszenierung heroischer Geschichten, die von Attila und den Amelungen handelten, veranstaltete: *numquam ille Augustinum, numquam ille Gregorium recolit, semper ille Attalam, semper Amalungum et cetera id genus portare tractat. Versat ille non libros, sed lanceas, miratur ille non litterarum apices, sed mucronum acies*.¹⁰⁴

¹⁰⁰ Zu einer Beseitigung solcher Lebensformen der Kriegeraristokratie, die sich mit der Christianisierung zunächst nur wenig verändert hatten, zielte auch das kaiserliche Edikt von 789, das Bischöfen, Äbten und Äbtissinnen die Haltung von Jagdhunden, Beizvögeln oder Spielleuten verbot. Vgl. MGH Capit. I, 31 (ed. Alfred Boretius, Hannover 1883) 64: *Ut episcopi et abbates et abbatissae cupulas canum non habeant nec falcones nec accipitres nec ioculatores*. Die weltliche Gesetzgebung wurde weitgehend von Alkuin inspiriert, der zwei Jahrzehnte lang einer der einflussreichsten Männer in der Kanzlei Karls des Großen war.

¹⁰¹ Ob am Hof Karls des Großen Heldendichtungen gepflegt wurden, ist ungewiss. Die Kulturpolitik Karls achtete auch auf die Volkssprache, wie die von ihm angeregte Übersetzung heiliger und liturgischer Texte, die Verschriftlichung mündlichen Rechts oder der Auftrag, eine Grammatik zu schreiben, zeigen. Über die Kulturpolitik des Kaisers berichtet Einhard in seiner *Vita Karoli* (ed. Oswald Holder Egger, MGH SS rer. Germ. in us. schol. 25, Hannover/Leipzig 1911). Aus der Behauptung, dass *item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit* (ebd. 29, ed. Holder-Egger 33), hat man geschlossen, der Kaiser habe eine Sammlung mit Heldenliedern zusammenstellen lassen. Darüber: Wolfgang Haubrichs, *Veterum regum actus et bella*. Zur sogenannten Heldenliedersammlung Karls des Großen, in: *Aspekte der Germanistik*. FS Hans Rosenfeld, ed. Walter Tauber (Göppingen 1989) 17–46.

¹⁰² Otfrieds Evangelienbuch (ed. Oskar Erdmann, besorgt von Ludwig Wolff, Tübingen 1965) 4.

¹⁰³ Thegan, *Vita Hludovici imperatoris* (ed. Ernst Tremp, MGH SS rer. Germ. in us. schol. 64, Hannover 1995) 167–278, hier 200.

¹⁰⁴ Briefsammlungen der Zeit Heinrichs IV. (ed. Carl Erdmann/Norbert Fickermann, MGH Briefe der deutschen Kaiserzeit 5, Weimar 1950) hier 120. Darüber: Otto Gschwantler, *Heldensage als ‚tragedia‘*. Zum Brief des Domschulmeisters Meinhard an Bischof Gunther von Bamberg, in: *2. Pöchlerner Heldenliedgespräch*. Die historische Dietrichepik, ed. Klaus Zatloukal (Wien 1992) 39–67.

300 Jahre nach dem Aufkommen der Polemik gegen die Heldenlieder wird der Autor dieser Klage noch konkreter als seine Vorgänger. Dabei scheint er den Kern unserer Frage zu berühren. In seiner Gegenüberstellung von Verhaltensweisen, die abzulehnen oder zu empfehlen seien, stehen Waffen gegen heilige Bücher: Waffen als Instrumente der ‚Menge der Krieger‘,¹⁰⁵ die in den Tausenden kleinen Schlachten der Völkerwanderungszeit gekämpft hatten.¹⁰⁶ Die Gesellschaft der Völkerwanderungszeit war eine Gesellschaft in Waffen, deren Charakter sich ausdrückt in zusammengesetzten Personenamen, die eine obsessive und häufig tautologische Variation von Elementen aus dem semantischen Bereich des Krieges aufweisen.¹⁰⁷ Poetischer Reflex dieser Kriegergesellschaft der Völkerwanderungszeit war die germanische Heldendichtung,¹⁰⁸ die mit den stilistischen Mitteln der ererbten mündlichen Dichtung¹⁰⁹ die geschichtliche Konstellation der Völkerwanderung darstellte.¹¹⁰

Die offizielle Ablehnung der Heldendichtung durch die Kirche, die dazu dienen sollte, die kulturelle Unterwerfung der Christianisierten unter die Kirche zu ermöglichen und deren heidnisches Identitätsbewusstsein zu brechen, schloss freilich eine andere Form der kulturellen Politik der Kirche nicht aus: eine Form, die dem Verbot der alten Identität einen sanften Übergang in eine neue vorzog. Die Rede ist hier von dem sogenannten kirchlichen Akkommodationsprinzip.¹¹¹ Die Tendenz zur Akkommodation gehörte zum missionarischen Impetus der Kirche und äußerte sich in unterschiedlichen Bereichen als Versuch, der Weltvorstellung der neuen, feindlichen Umgebung entgegenzukommen, um eine sanftere Integration zu finden.¹¹² Ein gutes Beispiel dafür bietet der Autor des altsächsischen ‚Heliand‘.¹¹³ Aus einem missionarischen Anliegen heraus geschrieben, vermittelt diese Messiasde den frisch bekehrten Sachsen den neuen Stoff des Evangeliums in einer Sprache, die in der Lage ist, altvertraute Bilder zu zeichnen: ringspendende Könige, Feste, aber auch Kämpfe und Waffen.¹¹⁴

¹⁰⁵ Widukind von Corvey, Geschichtsschreiber der Sachsen, zitiert in den *Res Gestae Saxonicae* fahrende *mimi*, die in ihren Schlachtliedern fragten, wo es wohl eine Hölle gebe, groß genug, um die Menge der gefallenen Krieger aufzunehmen: ... *ut a mimis declamaretur, ubi tantus ille infernus esset, qui tantam multitudinem caesorum capere posset* (ed. Hans-Eberhard Lohmann/Paul Hirsch, MGH SS rer. Germ. in us. schol. [60], Hannover 1935) 36. Darüber Wolfgang Haubrichs, Altsächsische Literatur, in: Neues Handbuch der Literaturwissenschaft 6: Europäisches Frühmittelalter (Wiesbaden 1985) 217–236, hier 219.

¹⁰⁶ Nach Meinung Heiko Steuers, Kriegswesen, in: RGA, 2. Aufl. 17 (Berlin/New York 2001) 335–373, sollte man die Völkerwanderungen nicht mehr als Wanderungen ganzer Stammesverbände mit Frauen und Kindern ansehen, sondern als „Heereszüge zur Versorgung der Kriegerhaufen unter Gefolgschaftsführern“ (370).

¹⁰⁷ Wolfgang Haubrichs, Historische Kunstfiguren: Burgundische Reminiszenzen in der Nibelungensage, in: 9. Pöchlarn-Heldenliedgespräch. Heldenzeiten – Heldenräume. Wann und wo spielen Heldendichtung und Heldensage?, ed. Johannes Keller/Florian Kragl (Wien 2007) 43–60, hier 53.

¹⁰⁸ So Hermann Reichert, Held, Heldendichtung und Heldensage, in: RGA, 2. Aufl. 14 (Berlin/New York 1999) 260–282, hier 267, gegen die engere Formulierung von Sees „aristokratische Dichtung des Kriegeradels“.

¹⁰⁹ Klaus von See, Was ist Heldendichtung?, in: Europäische Heldendichtung, ed. Klaus von See (Darmstadt 1978) 1–38, hier 10: „Heldendichtung [ist] weniger die zeitlose Erinnerung eines völkischen Kollektivs als vielmehr der Reflex einer bestimmten geschichtlichen Konstellation, dargestellt mit den Mitteln, die die literarische Tradition zu ebendieser Zeit zur Verfügung stellt.“

¹¹⁰ Heroische Erzählungen waren auch in anderen Völkern des Frühmittelalters verbreitet. Den Germanen im Westen und Süden benachbart waren keltische Völker. Wir wissen von ihren Dichter-Musikern, den Barden (lat. *bardus*), die zugleich von den Heldentaten ihrer Herren, von der Natur und dem Leben des Volkes zu einem Saiteninstrument sangen. Darüber: Michael Richter, *The Formation of the Medieval West. Studies in the Oral Culture of the Barbarians* (Dublin 1994) 181–230. Und im Jahr 595 kamen drei Gesandte von slawischen Stämmen, die an der Ostseeküste lebten, nach Byzanz – waffenlos, aber mit ihrer *cithara*. Wie der byzantinische Chronist Theophylaktos Simokattes, *Historiae* VI, 2 (ed. Karl de Boor/Peter Wirth, Stuttgart 1972) (dt. Übersetzung von Peter Schreiner, Stuttgart 1985) 164, berichtet, waren sie im Heldengesang geübt.

¹¹¹ Über Akkommodation: Johannes Rathofer, *Der Heliand. Theologischer Sinn als tektonische Form* (Köln/Graz 1962) 51–55; Kurt Schäferdiek, Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde, 46. Christianisierung, in: RGA, 2. Aufl. 11 (Berlin/New York 1998) 388–395.

¹¹² Auch dass man Kirchen dort baute, wo zuvor heidnische Heiligtümer lagen, oder ein christliches Sondergesetz, in dem das kirchliche Asyl auf der Basis von heidnischen Gewohnheiten ausgestaltet wurde, kann aus der kirchlichen Praxis der ‚missionarischen Akkommodation‘ erklärt werden. Darüber: Daniela Fruscione, *Das Asyl bei den germanischen Stämmen im frühen Mittelalter* (Köln/Weimar/Wien 2003) 119–122.

¹¹³ *Heliand und Genesis* (ed. Otto Behagel, bearb. von Walther Mitzka, Tübingen 1965). Über das Thema der Akkommodation und der Übertragungsstrategie des Helianddichters: Klaus Gantert, *Akkommodation und eingeschriebener Kommentar. Untersuchungen zur Übertragungsstrategie des Heliandsdichters* (Tübingen 1998).

¹¹⁴ Über die Verwendung traditioneller Elemente im Heliand: Gantert, *Akkommodation* 72–85.

Theoretisiert wurde diese ‚literarische Missionsmethodik‘ in der Praefatio des Heliand, die unsere wichtigste Quelle für die Entstehungsgeschichte und die Funktion des Werkes und zugleich Zeugnis von frühen Überlegungen zum Thema Sprache und Identität ist. Aus der Praefatio wird deutlich, dass die altsächsische Bibeldichtung Ergebnis der religionspolitischen Bestrebungen eines Herrschers, titulierte *Ludouuicus piissimus Augustus*, ist, um seinen Untertanen die Kenntnis der heiligen Schriften zu vermitteln.¹¹⁵ Es geht hier nicht bloß um eine Übertragung von heiligen Geschichten in die Volkssprache, um sie verständlich zu machen, sondern um die bewusste Auswahl einer besonderen Sprache.¹¹⁶ Als Vermittler wurde die Figur eines Dichters ausgewählt, der, vertraut mit den heroischen Traditionen, besondere Anerkennung genoss. Wiederholt ist hier von einer poetischen Sprache die Rede: *in Germanicam linguam poetice transferre* oder *interpretando more poetico*.¹¹⁷ Der Reiz dieser – möglicherweise mit Hilfe von Musik¹¹⁸ – nachdrücklich gesteigerten und vertrauten Sprache konnte auch dem erwarteten Publikum der *illitterati* die Einführung in die neue religiöse und kulturelle Identität vereinfachen.

¹¹⁵ Wolfgang Haubrichs, Die Praefatio des Heliand. Ein Zeugnis der Religions- und Bildungspolitik Ludwig des Deutschen, in: Der Heliand, ed. Jürgen Eichhoff/Irmengard Rauch (Darmstadt 1973) 400–435. Darüber siehe auch: Gesine Mierke, Memoria als Kulturtransfer. Der altsächsische Heliand zwischen Spätantike und Frühmittelalter (Köln/Weimar/Wien 2008) 52–55.

¹¹⁶ Über die Stileigentümlichkeit des Heliand gegenüber der traditionellen Dichtung siehe Wolfgang Haubrichs, Heliand und altsächsische Genesis, in: RGA, 2. Aufl. 14 (Berlin/New York 1999) 297–308; ders., Altsächsische Literatur, in: Neues Handbuch der Literaturwissenschaft 6: Europäisches Frühmittelalter (Wiesbaden 1985) 217–236. Über den sogenannten Hakenstil siehe auch: Gantert, Akkommodation 99–101.

¹¹⁷ Über die Akkommodation in Heliand und die literarischen Entscheidungen des Dichters schreibt Gantert, Akkommodation 397: „Weder ein konservatives Verhaftetsein des Epikers in der heimischen Dichtungstradition noch ein literarischer Manierismus führte zu den Akkommodationsphänomenen im Heliand, sondern die enorme kulturelle Distanz, die sich zwischen dem zu vermittelnden Ausgangstext und der Kultur der intendierten Rezipienten auftat, zwang den Dichter dazu, eine spezifische Übertragungstrategie zu entwickeln“.

¹¹⁸ So Haubrichs, Altsächsische Literatur 223, über die Münchener Handschrift des Heliand: „Gerade in dieser Handschrift finden sich nun (wie in einer ebenfalls in Adelsbesitz befindlichen Otfried-Handschrift) Neumen, die zeigen, daß zumindest Teile für einen musikalischen Vortrag bestimmt waren.“